

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

150 (31.5.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Tiroler Frühling.

Von Hermann Kienzl.

Ein Maientied aus dunklen Eisenstüben —
Der Flieder blüht — es dröhnt zum blauen Zelt.
Die ewigen Berge schüttern in den Gründen
Und schmettern's widerhallend in die Welt.

Empor! Empor! Berstet ist Furcht und Bangen!
An Wand und Zaun und Felsenriff empork!
Dem Tod verlobt im Geben wie Empfangen,
Alimn auf zum Tod, Du treues Grazer Korps.

Alimn auf zum Sieg! Die Zinnen dort im Aether,
Die noch der Räuber hält in böser Nacht,
Sie sind, mein Volk, das Erbe Deiner Väter,
Sind Deiner deutschen Heimat ehrene Wacht.

Hei! Wegen tausend Tode tausend Senen,
Hei, wie die Gemse springt der Steirer an —
Hei! Wie das Feuerloch mit blutigen Trensen
So bricht er sich die ungehemmte Bahn.

Nun blüh'n im weißen Schnee die Alpenrosen,
Blüh'n viele rote Rosen — ach, im Mai!
Ihr Sterbenden, hört Ihr den Jubel tosen?
Die Wesschen flieh'n! Die Heimat, sie ist frei!

Auf Bergeshöhn, im breiten Tal des Stromes
Alimn „Sieg“ der Würfel, der in Schlachten fällt,
Und wieder klingt im Raum des Himmelsdomes
Das Lied, das von der Eise bis an den Belt.

Versteucht von uns'rer Hürd' die fremde Herde
Nun räche den Verrat, Alt-Deserter!
Schon tritt des Siegers Fuß stolze Erde —
Glück auf, mein Feldherr, führe jetzt den Streich!

Pfingsten entgegen!

Von Alexander Wittner.

Nun hat sich auch der Schwarzwald wunderjam
Und beidseitig geschmückt, Blüten und Blumen
duften überall. Bis hoch hinauf zur Grinde laßt
und leuchtet es in herabstürzender Schöne in ein
weithin flutendes Meer gründer Büchen
und Tannenwipfel. Der sieghafte Frühling, der
in Sturm und Wetter dahergebraut kam, ist
dahingegangen. Ueber blaue Berge und ver-
sonnene Täler nahm er seinen Weg, still, ganz still.
Auf seinem Gesicht lag ein eigenes, wehmütiges
Lächeln, da er sich. Wie einer lächelnd, der von
suchenden Mädchenaugen und lächelnd, welchem
Klein träumt — und von Wellenrieden . . .

Und nun weht Sonnenglut unter den Bäumen
des Hochwaldes. Farbenglutende Falter flattern
trunken, taumelnd über die stillen Blumen
der Halde, Eidechsen hüpfen erschreckt über Weg
und Gehege. Immer neue Goldfäden wirft die
Sonne durch die leuchtenden Tannenwipfel auf
Rosa und Gräser. Ein Kuckuck rechnet in der
Berne nach; — ich will nicht nachhaken —
nur träumen . . . träumen und Weft und Krieg
und Menschen einmal ganz vergeffen in dieser
heiligen Gottesstille.

Weit hinaus schaut mein Auge von der Bergeshöhe
ins offene Land. Da sehe ich alles. Wie tief
drunten die Hügel mit langwallenden Rauchscha-
fen durch das Land kriechen. — Wen mögen sie
dahinführen? — Heimkehrende Heiden, Vater-
landsstreiter — arm, erschunden, kraftlos. —
Ausgehende mutige Scharen, lustig — mit frohem
Gesang. — Im Geiste drücke ich einem je-
den der Brüder die Hand — und gebe ihm gute
Wünsche auf die Fahrt zum Leben oder Tod. Ein
tiefes Weid überfällt mich — mein Auge wird trä-
nenfeucht. —

Doch, im äußersten Tannengipfel sich wiegend,
Blickt eine Amstel der scheidenden Sonne nach. Wie
von unendlichen, purpurigen Mantel überbreitet
liegt die unermessliche Weite vor mir. Und ich
harrte hinein in diesen holdseligen Traum von
Rütern und Farben, in diesen riesigen Brand, der
den ganzen Abendhimmel erfüllt. Golden auf-
leuchtend grüßt des Rheinstroms lüchtes Band aus
der dämmerigen Ferne herüber — dann erstirbt
der herrliche Glanz. Scheidend läßt die Sonne
am Horizont den Saum der bläulichen Berge, —
dann taucht sie unter.

Das Zauberwort ist verflücht, der Amstelruf
schwebt, nur ein Windhauch weicht mit weicher, fä-
gelnder Hand über die Berge. Und es geht wie
ein Ahnen durch die abendlichen Wälder, als
rühre des Schöpfers Hand sie an — und sie heu-
gen in Demut und Schweigen. — Am dunkeln
Firmament stehen Willkürden glühender Sterne
— sie schauen hinab auf die schlafende, friedliche
Welt.

Da trägt die große, sähne Stille der Nacht mir
dumpe, grotdenden Donner aus Ohr. Der Krieg
sendet seinen schaurigen Ruf durch die schlafende
Natur — das sind die Kanonen im Sandgaul!
— Doch in einsamer Stille steht der Schwarzwald
und blüht mit ernst, leuchtenden Augen über die
Lande, hinter zu den ruhenden Städten der
Menschen. Und es ist, als riefte er leise in die
Weite: „Kommet alle zu mir her, ihr Menschen-
kinder, die ihr müde und voll Trauer seid, daß
ich euch die düsteren Wolken von der Stirn ver-
scheide, euch die Augen mit neuem Glanz erfülle
und Leib und Seele mit frischer Kraft fähle.
Pfingsten ist vor der Türl' Nacht euch frei und
hallet Einkehr bei mir!“

Der Sturmangriff.

(Aus einem Feldpostbrief.)

Schon am . . . wurde uns so durch die Blume zu
verstehen gegeben, daß wir da vorne fürchten
müssen, dafür, gewissermaßen als Gegenleistung,
würden wir längere Zeit in Ruhe liegen dürfen.
Die folgenden Tage benutzten wir nun, um uns
den Ernst eines Angriffs, seine Erfolge und evtl.
Mißerfolge so richtig vor Augen zu führen, und
in eingehenden Vorbereitungen, die gerade für
diesen speziellen Angriff ausgedacht waren, mach-
ten wir uns allmählich vertraut, und kurz vor
unserem Abmarsch in Stellung machten wir unsere
Generalprobe in Anwesenheit unseres Ge-
nerals.

Die Reihenfolge des Sturmes und der Angriffs-
plan war wie folgt eingeteilt: Punkt 4.30 Uhr
durch Leuchtkegelzeichen sollten die Flammwer-
fer in Funktion treten, nach diesen 3 Handgranat-
entrüppeln den 1. französischen Graben bewerfen,
darüber hinwegspringen, den 2. Graben etc. be-
werfen und vor dem 3. Graben halt machen und
dort die Franzosen in Schach halten. Gleichzeitig
mit den Handgranatenwerfern sollten die Pioniere
mit vorgehen bis zum 2. Graben und diesen und
die dort befindlichen Unterstände zerstören. Nach
dem Handgranatenentrüppeln erst sollte der eigent-
liche Sturmtrupp vorgehen und den ersten französi-
schen Graben besetzen, sofort umbauen, verteidigungs-
fähig machen, und während dieser Zeit hatte eine
Reservekompanie einzog und allein das bereit
liegende Miniermaterial und Drahtverbau, span-
nische Reiter und Dolzpfähle herbeizuschleppen
und das Drahtverbau vor dem 1. Graben sofort
nach der Ertümmung anzulegen und in möglichst
kurzer Zeit fertig zu machen. So war der An-
griff bis ins kleinste durchgedacht.

Tage zuvor, bevor wir in Stellung rückten, wur-
den die eiserne Portionen verdoppelt, jeder Mann
empfangen Liebesgaben, wie Zigarren, Zigaretten,
Käse, Butter, Schokolade und noch Liebesgaben für
unseren Joffre, die Hauptache: Handgranaten.
Wir haben also sehr fröhlich aus. Unsere For-
nister und alles überflüssige blieb zurück. Am . . .
mittags 2 1/2 Uhr, wurde mit Sturmgepäck, Sturm-
kleidern, Winterrüstungen, Signalfä-
chern, kurz allem, was zum Sturm gehörte, ange-
treten und mit Musik ging nach . . . dort
wurden wir verladen. Ein langer, endloser Zug
kolonnenweise ging der Landstraße entlang,
langsam hinauf gegen . . . Sonderbarerweise
bekamen wir beim Anmarsch von keiner Seite
Feuer, wie es sonst doch immer war, obwohl unsere
links und rechts stehenden Batterien ganz anhö-
rig hinüberfunkten. Wir kamen sogar ohne Feuer
bis in die Stellung. Damit der Feind bei Tage
nichts merken sollte, mußte die erste und zweite
Kompanie sofort in Stellung gehen, während
die dritte und vierte Kompanie sowie die
Signaltrupp, darunter auch ich, im sogenannten
Rückenstollen, einem großen, ca. 150 Meter tiefen
und 25 Meter breiten Stollen, sich bereithalten
mußten. Ich hatte Glück, fand dort noch ein klei-
nes Stöckchen zum Schlafen frei, natürlich halb
liegend, halb stehend, auf einem Drahtbaum. Und
dort blieb ich liegen bis den . . . mittags 3 1/2 Uhr.
Am diese Zeit kam mein Winterkamerad und sagte
mir an, daß ich mich zum Sturm fertig machen
sollte. Herrgott, da kam mir erst zum Bewußt-
sein, was uns bevorstand. Sollte es wohl die
letzte Stunde sein? Und da zog ich stillschweigend
mein Tagebuch heraus und las die von Dir i. Z.
vor meinem Abschied geschriebenen lieben Worte.
Und da stand darin: vertraue, versage nicht, meine
Liebe schütze dich. — Ach, das waren Worte von
einem treuliebenden Weibe, diese Worte trösteten
mich beim Abschied und diese Worte sollten mir
auch in dieser schweren Stunde Trost und Mut
geben.

Nun noch schnell die Patronentaschen aufgefüllt,
die Riemen angezogen, die Feldflasche mit Wasser
aufgefüllt, die Winterrüstungen aufs Sturmgepäck
geschraubt und punkt 4 Uhr meldete ich mich bei
meinem Unteroffizier, dem Führer des Signal-
trupps 1. fertig zum Sturm. Wir suchten uns
unseren Platz gegenüber der französischen Sappe
auf, der ungefähr 15 Meter vor der französischen
Stellung entfernt lag. Da frag einer noch schnell,
wo seine Truppe sei, dort wurden noch schnell
Handgranaten geladen, Gewehre geladen.

2 Minuten noch bis 4.30. Ich fühlte eine Un-
ruhe heraufsteigen, die sich aber sofort wieder legt.
Ich ziehe mein Seitengewehr und plane es auf.
1 Minute bis 4.30. Ich stelle mich in die Reihe
des Sturmleiters und schieße noch schnell ein Gebet
zum Herrn, zu Euch.

Und da, plötzlich, ganz plötzlich, mitten im Stun-
den, da laute die Leuchtkegel in die Höhe, das
Zeichen zum Angriff. Und dann löste sich die
Hölle, nein, tausend Höllen. Dienen furchtbaren
Augenblick richtig zu beschreiben, ist ganz unmbg-
lich. Ein zufälliger Blick in die Luft zeigte mir
einen ganzen Schwarm leichter und schwerer
Minen auf einmal, die alle fast gleichzeitig auf die
französischen Gräben niederstürzten und mit einem
ohrenbetäubenden Getöse freipierten. Dazu kam
das auf beiden Seiten sofort einsetzende Artillerie-
feuer aus allen zur Verfügung stehenden Kan-
onen, und damit das letzte auch nicht fehlte, setzte
sich auch die ganze in der Ferne liegende französi-
sche Infanterie und die Maschinengewehre ein,
unser Graben ablegend. Man verstand kein Wort
mehr, die ersten Granaten schlugen bereits ein,
und durch dieses Feuer sollte man unversehrt
durchkommen? Eben stoppen die Flammwerfer,
schwarzer, dunkler Rauch, fast haushoch, zieht über
die ganze französische Stellung hinweg. Unsere
Handgranatenwerfer seigen totbleich über die
Sturmleitern, mit einem leichten Sprung das
schmale Drahtverbau nehmend, und ihre Hand-
granaten in die französischen Gräben schleudernd.
Ein Gebotener, ein Gefragter, Sandsäcke, Steine
in der Luft, da schreit eben einer grell auf, von
links eine ungeheure Detonation, die . . . er
haben gesprengt. Und das Bischen und Brausen
und Donnern und Einschlagen und Aufblitzen
ringsumher steigert sich ins Ungeheuerliche. Eben
ist die Reihe an uns. Einige steigen bis auf Brust-
höhe aus dem Graben und wollen wieder zurück,
da vorne ist es zu furchtbar. Ich sehe einen Pla-
ment meinen Kameraden ins Gesicht, die alle wie
entgeistert, mit bleichen, verzerrten Gesichtern in

das Feuer starren, den Tod im nächsten Moment
erwartend. Ein beherzter Unteroffizier springt
an und mit ihm nur nach. „Herrgott, hilf mir,
schütze mein Weib, mein Kind!“ Euer liebes Bild
stieg nochmals vor mir auf, dann ging's mit ge-
fälltem Bajonett hinüber, über Läger, die die eben
freipierten Granaten erst geschlagen haben, über
Blindgänger aller Art hinweg. Das sichte, laute,
krachte um mich her und doch traf mich nichts. Da,
der französische Graben. Hätte ihn fast in dem
Dunst, in dem Pulverrauch nicht gesehen. Herr-
gott, da hänge ich mit beiden Beinen im französi-
schen Drahtverbau und kann nicht weiter, neben
mir noch ein Kamerad und ringsum die einschla-
genden Granaten. Ich wußte mir nicht anders
zu helfen, als mich samt dem Drahtverbau, das
glücklicherweise nur aus gezogenem Draht bestand,
zum französischen Graben hinzuschleppen und dort
ließ ich mich kopfvornüber in den Graben fallen,
das Verbau in Ruhe nachziehend. So, nun bin
ich wenigstens etwas gedeckt. Einige dazu kom-
mende Pioniere machten mich frei, und dann ging's
den Graben entlang, die französischen Unterstände
jedenfalls, Franzosen juchen. Aber Enttäuschung
über Enttäuschung, im Hauptkampfaben nicht ein
einziges Stollen, nur einige Meter im Laufgraben
dritt war ein Stollen zu finden, aus dem auch
die ersten Gefangenen eben herauskamen, in
schöner, feldgrauer Uniform, mit den Stahlhelmen
und — sonderbarer Weise — jeder schon mit dem
Brotbeutel um. Wir ließen sie die kurze Strecke
in unserem Graben über Dedung laufen, und da
erlegte sich, was man so oft liest und nicht glauben
will: die Franzosen schloßen mit Maschin-
gewehre auf ihre eigenen Leute. Diese kamen
aber mit Ausnahme eines einzigen heil hinüber.

Nun galt's aber, Dedung zu suchen, denn jetzt
flogen die Granatsplitter zu laufenden im Graben
herum. Eben hatte ich ein Stück Graben ent-
deckt, in dem ich eine Dedung vermutete, aber eine
große Enttäuschung, nirgends ein Stollen, nur da
ein 30 cm tiefes Schützenneß ohne Kopfbedeckung,
aber dort waren Bellempräge über den Graben ge-
legt mit 10 cm Erdaufschüttung, das deckte wenig-
stens einigermaßen gegen ganz leichte Splitter von
oben herab. Da schnell drunter. Und noch beim
Hinspringen schlug mir ein Splitter, fast so groß
wie die halbe Handfläche, flach auf die rechte Schul-
ter, hatte aber keine Kraft mehr und prallte auf
die Erde ab. Das hätte ein schönes Loch geben
können! Jetzt aber schnell den Kopf unter die
Dedung. Und da saßen die Splitter an mir vor-
bei, daß es fast eine Freude war, wäre es nicht
so gefährlich gewesen. Einige Kameraden, die auch
Dedung suchten, schlüpfen zu mir, und da schwand
auf einmal die Aufregung. Einige ständeten sich
sogar Zigarren oder Zigaretten in die höchsten Ge-
büse an, das wirkte beruhigend auf die Nerven,
so daß man sogar, wenn ein Einschlag gerade
hinter einem war, Wäge darüber machte. Und da
ertrappe ich mich, wie ich leise vor mich hinsummte,
irgend ein Liedchen vom „Wiedersehen“.

Endlich, nach 1 1/2 Stunden ließ das schreckliche
Trommelfeuer nach, unsere Artillerie hatte ihre
Arbeit getan, die französischen Feldgeschütze schwa-
chert überhaup, jetzt besunfte sich nur die Artillerie
noch gegenseitig, und das war eine Lust, zuzusehen,
wie weiter hinten unsere Schwefelgranaten eine
gelbe Rauchmauer aufstellten. Franzmänner
rennt, wenn ihr davonkommen wollt! Jetzt war
der Augenblick gekommen, wo wir zurücksignali-
sieren konnten zum Bataillons-Stab, daß der An-
griff gelungen sei.

Es war jetzt so ruhig, daß wir stehend auf der
Dedung oben die Zeichen geben konnten. Kein
Schuß fiel mehr, es schien fast, als ob die Fran-
zosen einen Kriegsrat abhielten, was sie jetzt
machen sollten. Im Graben wurde eifrig umgebaut,
Schützenneß gegen die Franzosen angelegt, ein
Maschinengewehr eingebaut; zum zweiten Graben
her drohte Sprengung auf Sprengung, das waren
unser Pioniere, die da vorne ankümmten. — Und
dann kam die Dämmerung, weit hinten das
Aufblitzen und Einschlagen der schweren Granaten.
Bei uns fehlte es zum Drahtverbaumachen an
Pionieren, und das Verbau mußte doch unbedingt
als erstes fertig sein, denn ein Gegenangriff war
sicher zu erwarten. Also telegraphierten wir zu-
rück. Und bald kam Verklärung; nun ging ein
geschicktes Leben da vorne los, und gegen 10
Uhr war schon ein erstklassiges Drahtverbau fertig.
Gegen 9 Uhr kamen die Führer und sagten an,
daß die Kompanie um 10 Uhr abgelöst werden
würde, und freuten sich mit uns über den schönen
Erfolg. Von uns allein waren schon ca. 160 Ge-
fangene und 4 Offiziere eingebracht, Minenwerfer
und eine Masse Munition erbeutet. Alles freute
sich.

Ein zufällig vorbeikomender Sanitätser ver-
band mir meine Stirnwunde, die mich erst jetzt
schmerzte. Ich muß sie schon beim Sturm erhalten
haben, wenigstens machten mich einige Kamera-
den kurz nachher darauf aufmerksam. Ich froh.
Eine unheimliche Stille, ab und zu eine Leucht-
kegel, bei deren Schein man weit hinten noch
einen Franzosen davorennen sieht. Der hatte
sich ansetzend in einem Granatloch versteckt. Ich
ging durch unsere Gräben zurück zum Bataillons-
verbandsplatz und ließ mir meine Wunde aus-
waschen und verbinden. Der Arzt behandelte mir
meinen „Frachtbrief“, an, wie man die Lazarett-
zettel hier im Felde nennt, und damit war ich zum
Lazarett entlassen. Unser Hauptmann klopfte mir
noch, erfreut über unsere Erfolge, befehlte die
Achseln und wünschte mir gute Besserung. (3148.)

Allerlei.

Persönliches vom Berliner Polizeipräsidenten.
Schon der Umstand, daß es von einem scheidenden
Beamten Persönliches zu erzählen gibt, deutet
darauf hin, daß dieser Beamte eine Persönlichkeit
ist. Und das muß man in bezug auf Traugott
von Jagow rüchloslos zugeben. Er wäre,
das ist zweifellos, sonst bei den Berlinern gewiß
nicht so rasch populär geworden; denn Herr von
Jagow hat, zumal in den ersten Jahren seiner
Amtstätigkeit als Polizeipräsident von Berlin,
wahrhaftig nichts getan, um sich volkstümlich zu
machen. Im Gegenteil! Seine knorrige Eigen-
willigkeit, in der kein märkisches Funterblut zum
Ausdruck kam, und zu der keine viel erörterten

Bekanntmachungen künstliche Illustrationen bil-
deten, fragte nichts nach der öffentlichen Meinung;
Herr von Jagow tat als Polizeipräsident stets
das, was er für richtig hielt, und es war ihm
höchst gleichgültig, ob's den Berlinern paßte oder
nicht. Aber so sehr man am Strande der Spree
auch über Jagow schimpfte, man mußte schließlich
zugeben, daß er sein Amt nicht schlecht verah, und
daß seine Ufaze von gesundem Menschenverstand
diktiert waren. So nahm man denn den Mann,
wie er war, und im stillen freute man sich dar-
über, daß er allerlei Dingen seine obrigkeitliche
Aufmerksamkeit zuwandte, um die sich zuvor nie
ein Polizeipräsident gekümmert hatte, wohl weil
sie seinen Amtsvorgängern zu unwichtig erwie-
nen waren. Der Jungfelle brachte es fertig,
den Damen, die in den Tagen der Schöpfung ihnen
die guten Vorderplätze überließen, diesen die
Aussicht versperrten, die Hüte von den schön fri-
sierten Köpfchen zu nehmen, eine Aufgabe, an die
sich bis dahin kein Ehemann herangetraut hatte,
ebensowenig, wie bis zu Jagows Einrückten
gegen die langen Hutnadeln irgend jemand etwas
gegen diesen gefährlichen Unfug hatte ausrichten
können. Trotzdem war Herr von Jagow keines-
wegs etwa härteföngig und ungalant. Er war im
Gegenteil sehr zugänglich, und wer je mit ihm
zu tun hatte, weiß, daß mit ihm zu reden war.
Seine umfangreichen Amtsgeschäfte nahmen ihn
auch nie so völlig in Anspruch, daß er nicht Zeit
gehabt hätte, das von ihm bekleidete Amt gewisser-
maßen auch nach außen hin zu repräsentieren.
Jagow war nicht nur in der Berliner Gesell-
schaft, sondern auch bei Feilbanketten und sonsti-
gen offiziellen oder feierlichen Anlässen ein gern
und oft gesehener Gast, und es gab eine Zeit —
sie liegt kaum erst zwei Jahre zurück —, während
der der Polizeipräsident sozusagen Ehrengast bei
allen Liebesmahlen der Berliner Gardesoffiziere
war. Das hatte die Zobernaffäre bewirkt, in
deren Verlauf er, wie bekannt, einmal ganz offen-
kundig Stellung genommen hatte.

Seine Erhebung war in Berlin stadtbekannt.
Wenn man sein markantes Gesicht mit der mächi-
gen Hohenase einmal gesehen hatte, so vergaß
man es auch nicht wieder. Mit er bei Paraden
oder höchsten Anlässen in der Galauniform des
Polizeipräsidenten dem Kaiser voraus, so wiesen
die Jungen mit den Worten auf ihn: „Rief mal,
der ist Jagow!“ Und dann machte sich der Ber-
liner Mutterwit wohl in den Worten Luft:
„Mensch, haste die Meise jesehn?“ Die Verbrecher
hatten es übrigens unter ihm nicht gut. Unter
seinen Amtsvorgängern hatte es eine Zeit ge-
geben, in der die Kapitalverbrecher sich in Berlin
ziemlich sicher fühlen konnten und meist nur durch
Zufall in die Hände der rächenden Nemesis fielen.
Das hörte, als Jagow an den Alexanderplatz kam,
bald auf. Er sorgte für geeignete Reformen
innerhalb der Kriminalpolizei, und diesen ist es
wohl zu danken gewesen, daß ein Apochen-
tum, wie es jahrelang Paris in Schreden ver-
setzt hatte, in Berlin nicht aufkommen konnte.
Jedenfalls war Berlin unter Jagow von allen
Weltstädten bei weitem die sicherste. So kommt
es, daß die Berliner ihren soviel verlässerten Po-
lizeipräsidenten heute nur mit aufrichtigem Be-
dauern scheidend sehen.

Zeitgeist und Bürgerium. In einer interes-
santen Studie im „Neuen Merkur“, Zur Kri-
tik des bürgerlichen Menschen, kommt
Runo Wittenzow zu Schlußfolgerungen, die
Beachtung verdienen: Wieder muß alle Arbeit
im Gegensatz zum Bürger gesehen. Aber von
der anderen Seite aus. Die Generation der
neunziger Jahre erhob sich gegen den Bürger,
weil er ihr zu unfrei war, weil er ihr nicht ge-
statte, sich „auszuleben“. Heute spricht kein Mensch
mehr vom Ausleben. Wir trennen uns von ihm,
weil er uns zu toter und unbestimmt ist, weil
er keinen Mut zu einer Bindung auf Grund der
Liebe hat, weil er alle Bindungen in numeri-
sche Werte umrechnet. Jene wendeten sich gegen
ihn, weil er einen altgewordenen Akademismus
anhang und seine Augen den Wildern des Natura-
lismus nicht öffnen wollte; wir trennen uns von
ihm, weil seine Traktion bei einem verblöhten
Renaissancedeal zu Erde geht und er kein Ver-
hältnis zu der kultivierenden Kraft der alten Mei-
ster hat. Damals waren wir vor der Renaissance
und mußten uns mit naturalistischer Emanzipa-
tion von ihr losringen; was wir auf diesem
Wege gelernt haben, führt uns weit hinter sie zu-
rück und lehrt uns, die Kräfte der Stillbildung
ehrend zurückverfolgen bis zu den Ursprüngen
der Kunst. Damals war uns die Renaissance zu
hilffert, heute ist sie uns zu naturalistisch. Dies
Beispiel ist ganz lehrreich und in tieferem Sinne
beziehungsweise; denn das Renaissancedeal steht
irgendwo in einer symbolischen Beziehung zum
Bürger. Man sieht: die Distanz ist dieselbe, aber
nach der Gegenseite. *

Mort Homme.

Die Höhe „Toter Mann“ genannt,
Wo fest verhängt der Franzmann stand,
Und wo mit Draht er rings verzäumt ist,
Das war „295“.
Sie war von Joffre hoch geschätzt
So lange, bis wir sie besetzt.
Dann tat er sie in Acht und Bann,
Sie war nicht mehr der „Tote Mann“;
Der hatte plötzlich klein gemacht sich
Und hieß „285“.
So mußten wir uns denn bequemen
Auch diesen „Toten Mann“ zu nehmen.
Indes — auch das wird uns nicht reiten —
In kurzem kommt, man kann drauf wetten,
Von einem „über'n“ Mann die Kunde,
Der noch mehr liegt im Hintergrunde.

Doch — laßt den toten Mann nur wandern,
Wir nehmen einen nach dem andern;
Wir rücken ihm an jeder Stelle
Von neuem immer auf die Welle,
Wobei es wenig uns verdirrt,
Wie groß die Nummer, die er trägt.
Bis Frankreichs stolzer Traum zerrann,
Gib's dort noch manchen „Toten Mann“.
(Gottlieb im „Tag“.)

